

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Gerhard Streminger

# ECCE TERRA

*Zur englischen Gartenkunst*

Gerhard Streminger

ECCE TERRA

*Zur englischen Gartenkunst*

*herausgegeben von Richard Pils*

ISBN 978-3-99028-243-4

© Verlag Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Cover und Illustrationen:

Repton's Sketches and Hints on Landscape Gardening. London: Printed by W. Bulmer and Co., and sold by J. and J. Boydell and by G. Nicol (1795)

## Vorbemerkung

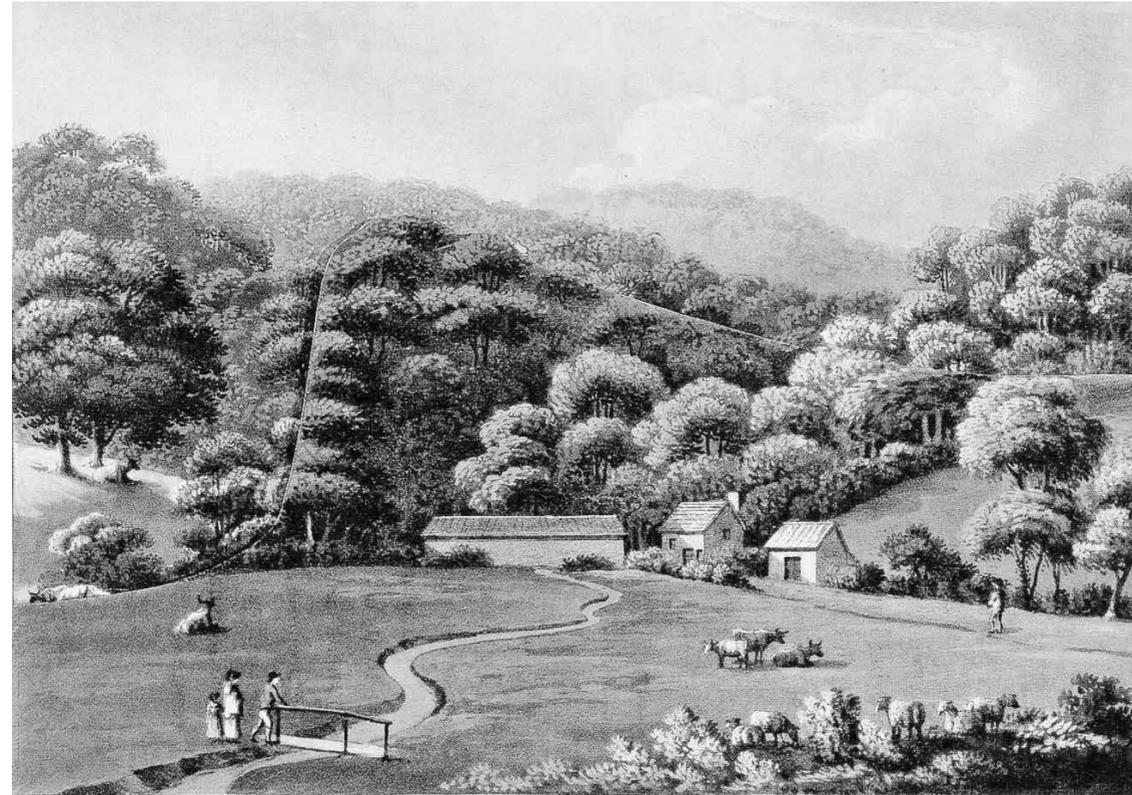
*Georg J. Andree, Adolf Sawoff und Helmut Walther  
sei für wertvolle Hinweise gedankt.*

Von 1982 bis 1995 verbrachte ich beinahe jedes Jahr einige Monate in Großbritannien. In den Bibliotheken von Oxford und Edinburgh setzte ich meine Studien zu David Hume und Adam Smith fort. Die nötigen Ruhephasen verbrachte ich vor allem damit, die englische und schottische Landschaft zu erkunden sowie über Gott und die Welt nachzudenken. Von diesen Reisen handelt das Buch.

## Inhalt

<b>DAS WEITE SUCHEN</b>	11
<i>Ärmelkanal</i>	13
<i>Grafschaft Kent</i>	15
<i>London</i>	26
<i>Oxford</i>	31
<i>Black Country</i>	35
<i>Grenzland</i>	45
<i>Hochland</i>	48
<b>ÜBERSPRINGEN DES ZAUNS</b>	
oder	
<i>Die Gärten der Aufklärung</i>	61
<b>I. DER FRANZÖSISCHE BAROCKGARTEN</b>	64
<b>II. DIE HISTORISCHEN WURZELN DES ENGLISCHEN LANDSCHAFTSGARTENS</b>	71
1. <i>Die Wiedergeburt der Antike</i>	74
<i>Tertia natura</i>	75
<i>Die Jahrhunderte der Entdeckungen</i>	82
2. <i>Der niederländische Blick</i>	85
3. <i>Die Ideen englischer Denker und Dichter</i>	88
<b>III. DIE NATUR ALS VORBILD</b>	93
1. <i>Die Feinstruktur der englischen Gartenkunst</i>	94
2. <i>Die gestalterischen Prinzipien der natürlichen Verbesserung</i>	100
<i>Mannigfaltigkeit</i>	101
<i>Bewegung</i>	105
3. <i>Archetypus und Ausblick</i>	110

<b>IV. DIE GESTALTETE LANDSCHAFT ALS MITTEL ZUR KULTIVIERUNG DER MENSCHLICHEN NATUR</b>	117
1. <i>Menschen im Park</i>	122
2. <i>Schlussakkord</i>	127
Anhang	
<b>ABSCHIED VOM THEOZENTRISMUS</b>	133
<i>Die Theodizee-Frage</i>	144



## DAS WEITE SUCHEN

*Ich habe mir fast das Herz  
aus dem Leibe geweint,  
dass ich zurück auf die  
Erde käme, und die Engel  
warfen ... mich zuletzt  
binaus, mitten in die  
Heide ... Und dort erwachte  
ich, vor Freude  
schluchzend.*

Emily Brontë  
*Wuthering Heights*, 1847

Dort am Horizont, wo zwischen graublauem Meer und leicht bewölktem Himmel die Kreidefelsen von Dover weiß leuchten ... dort ist England.

Schon seit Tagen hatten wir auf eine leichte Brise aus Südosten gewartet. Endlich war der Sturm abgeflaut, und milde Luft strömte konstant aus Richtung Paris. Beim Anbruch des Morgens, als die schmalen Ränder der tief hängenden Wolken noch orange gefärbt waren, trafen wir letzte Vorbereitungen. Motoren pumpten heiße Luft in die von einem Dutzend Händen geöffnete Ballonhülle, und nach etwa 15 Minuten stand der Ballon aufrecht da wie eine riesige Glühbirne. Der Schatten des Ballons reichte bis zu den Einfamilienhäusern, die man im Halbrund um die Wiese erbaut hatte. Ihre Schieferdächer waren im fahlen Licht der Straßenlampen kaum sichtbar gewesen, aber nun glänzten sie gläsern in der prallen Morgensonne.

Unbeholfen kletterten wir in den Korb. Heather trug ihren weißen Skianzug und hatte die Wollmütze tief ins Gesicht gezogen. Etwas verwirrt war ihr Glen mit einem Riesensatz hinterher gesprungen und landete, von Heather ein wenig abgebremst, am Korbboden. Wie eine Raubkatze fauchte das brennende Gas aus den Ventilen und erwärmte

die Luft in der Ballonhülle. Unsere Freunde banden den am Boden verankerten Korb los, der nun langsam von der Erde abhob. Einmal baumelte er noch bedrohlich zur Seite, und wir mussten uns an den Haltetauen festklammern. Dann aber wurden wir wie in einem Fahrstuhl steil nach oben gezogen. Vor Aufregung pochte mir das Herz in den Ohren, und Glen bellte so gellend, als flüchtete eine ganze Schafherde durch ein Loch im Weidezaun. Gerade noch hatten uns die Freunde zum Abschied auf die Schultern geklopft und uns alles Gute gewünscht. Aber schon nach wenigen Sekunden waren sie zu Gartenzwergen mit halslosen Gesichtern geschrumpft. Bald löste sich der Menschenknäuel dort unten auf, und in kleinen Gruppen eilten die Freunde zurück zu den Fahrzeugen.

Mit jedem Höhenmeter öffnete sich unser Blick um hunderte Meter. Knapp über dem Boden ist der Horizont nur zwei oder drei Kilometer vom Beobachter entfernt. Aber in zwei Metern Höhe sind es in der Ebene bereits deren fünf, und nach nur hundert Höhenmetern wird das Sichtfeld erst in einer Entfernung von rund 30 Kilometern vom Horizont begrenzt. Behutsam drehte ich mich um die eigene Achse und schaute in alle Himmelsrichtungen. Unter uns lag ein riesiger grüner Teppich aus Wiesen und Weiden, bisweilen unterbrochen von Häusern, Stallgebäuden und Straßen. Aber im Nordwesten war bereits ein schmales, blaugraues Band zu sehen, das Meer, die Nordsee.

Wir schwebten, von lauen Südostwinden getrieben, unter der Kuppel des Himmels bedächtig und beinahe lautlos dahin. Der Ballon, mit Heather und mir und Glen an Bord, hatte eine Höhe von etwa 400 Metern erreicht. Einzelne weiße Wolken mit rosarotem Rand verhießen zwar schönes Wetter. Aber da einige von ihnen arg zerzaust waren, tobten dort oben wohl auch wilde Stürme. Sobald ich an der Leine des Brenners zog, strömte Gas wie aus einem riesigen Feuerzeug Furcht einflößend aus den Ventilen. Das eiskalte Geräusch, das dabei entstand, zerschnitt das sporadische Rauschen des Windes so abrupt, wie eine Sense das Gras fällt.

Bald jedoch stellte sich jene wache Gelassenheit ein, die uns von früheren Ballonfahrten schon so vertraut war. Der behutsame Wechsel der Schauplätze, das langsame Dahingleiten über der Erde weckten

unsere Sinne und Aufmerksamkeit. Bilderfunken sprühten in meinem Kopf, und Gedanken fanden genügend Raum, sich zu entfalten. Während die Augen beständig Neues wahrnahmen, reiste das geistige Auge durch das häufig bizarre Land der Erinnerung und der Phantasie. Da wir mit dem Wind fuhren und der gelegentliche Bodenlärm nur sehr gedämpft zu uns drang, umgab uns zumeist eine unheimliche Stille, die uns schweigen ließ.

Inzwischen war Glen vom dauernden Bellen und seinem Immerwieder-im-Kreise-Laufen müde geworden. Erschöpft hechelnd, hatte er neben den Sandsäcken seinen Platz gefunden. Eingerollt war er eingeschlafen, die stets feuchte Nase tief in sein schwarzes Fell vergraben.

### *Ärmelkanal*

Schon seit geraumer Zeit fuhren wir über offenes Meer; hinter uns die Küsten Frankreichs und Belgiens, vor uns der leuchtende Küstensaum Englands, und unter uns eine Wüste aus Wasser, die im Sonnenlicht gleißte und flimmerte.

Selbst die sonnenbeirrten Augen schmerzten, sobald ich versuchte, einen weit entfernten Gegenstand zu fixieren. Das blendende Licht verwandelte alle Dinge in bloße Schemen. Einige Fährschiffe kreuzten den Kanal in westöstlicher Richtung, während andere, in dichte Rauchschwaden gehüllt, nach Norden dampften und einen Schweif aus weißer Gischt hinter sich herzogen. Eine rege Betriebsamkeit herrschte dort unten, denn den Kurs der großen Schiffe querten kleine, wendige, wohl lokale Fischerboote.

Ein Teil dieses „Kleinods in die Silbersee gefasst“, wie William Shakespeare sein Heimatland einmal genannt hatte, wurde langsam größer und größer. Vor uns lag Dover, umgeben von den berühmten Kreidefelsen, und bis zum Horizont gehörte das Land zur Grafschaft Kent. Oft waren wir mit dem Schiff nach England gereist und in eben jener Stadt von Bord gegangen. Wenn wir uns der Küste näherten und die weißen Felsen schon mächtig aus dem Wasser ragten, dann hatten sich häufig am Vorderdeck die Schwingtüren geöffnet. Von überall her,

vom Zwischen- und Unterdeck, strömten Engländer dorthin, um fast andächtig die Kreidefelsen zu bestaunen. Während Kinder in ihren kurzen, zumeist dunkelblauen Hosen herumtollten oder um Aufmerksamkeit buhlten und an der Kleidung der Erwachsenen zerrten, gaben sich diese wortkarg den Erinnerungen oder Erzählungen anderer hin. Dovers berühmte Kreidefelsen dürften sich im kulturellen Bewusstsein dieses Seefahrervolkes den Rang mit Sir Edward Elgars Musik zu *Land of Hope and Glory* teilen. Wenn irgendwo in England diese Melodie zu hören war, so wurde zu meinem Erstaunen die allgemeine Stimmung sogleich gedämpfter, und viele schienen gebannt in ihr Inneres zu horchen.

Je mehr wir uns der Küste näherten, umso schnelllebiger und phantastischer geformt waren die Wolken. Mitunter kamen sie, immer dichter werdend, direkt auf uns zu, und wir mussten durch Wolkentürme hindurch. Gesicht und Kleidung waren dann im Nu von Tau benetzt, und Millionen kleinster Wassertröpfchen behinderten jede Sicht. Umgab uns nur noch Nebel, so kroch in mir stets ein Gefühl der Beklemmung hoch. Dieses verstärkte sich noch dramatisch, sobald das dumpfe Echo des fauchenden Brenners zu hören war. Dann verspürte ich zumeist nur noch den Drang, ins Freie fliehen zu müssen, ohne noch zu wissen, wo oben und wo unten ist. Heather kannte diese panische Angst und legte, sobald mich diese wieder einmal gepackt hatte, ihre Hand auf meinen Brustkorb und verwickelte mich in ein Gespräch. Nach einigen regelmäßigen, tiefen, leicht nach unten gepressten Atemzügen löste sich das Labyrinth in mir langsam wieder auf. War im dünner werdenden Nebel endlich wieder die Sonne zu sehen, dann fühlte ich mich wie von schwerer Last befreit. So auch damals: Am Ende der Wolkenbank sah ich erleichtert die Häuser und Straßen von Dover und konnte erneut das Gekreisch und Gelächter der Schwarzkopfmöwen lokalisieren.

Ehe wir das Meer und die tiefe Stille und den leichten Geruch von Salz hinter uns ließen, schaute ich mit zusammengekniffenen Augen noch einmal den Kreidefelsen entlang nach Norden. Meilenweit donnerten die Wellen wie im Zeitraffer gegen die Küste. Waren sie am Meeresboden auf ein Hindernis gestoßen, so brachen die Kämme

der Wellen, das Wasser fiel kopfüber und es bildete sich Schaum. Zumeist barsten die Wellen, wenn sie etwa zehn Meter vom Festland entfernt waren. Doch dort, wo sie ohne jede Gischt das Ufer erreicht hatten, war wohl auch in Küstennähe der Boden abschüssig. Im immer gleichen Rhythmus schlugen die Wellen an den Strand und zogen sich dann wieder zurück.

Mitunter reichten die Felsen bis ans Meer, aber gleich daneben war wieder der Boden bis weit in das Land hinein vom Wasser ausgespült und mit Sand bedeckt. Gleich nebenan berührten die gerundeten Felsen wiederum das Ufer, und das Ganze sah aus wie die Zehen eines Riesenreptils.

### *Grafschaft Kent*

Unser Ballon fuhr nun schon seit geraumer Zeit über Land, und unter uns lag die Grafschaft Kent. Nahe der Küste sahen wir einige alte Burgruinen und ehemalige Wachtürme, in denen Truppen stationiert gewesen waren, um Schmuggler und feindliche Soldaten von der englischen Küste fernzuhalten. Heute sind von diesen Wachtürmen zumeist nur noch deren runde Grundmauern erhalten, die wie riesige Augen in den Himmel starren. Als wären sie geschminkt, sind die Fundamente dieser Rundtürme häufig von einem Kreis säuberlich gepflegten Rasens eingerahmt. Nach dem fast täglichen Regen stochern darin ganze Vogelschwärme nach Essbarem. Einmal sah ich, wie etwa einhundert Möwen die Wiesen auf und ab stolzierten, um nach Regenwürmern zu suchen – und in der Mitte stand stolz und erhobenen Hauptes eine Krähe im durchgehend schwarzen Frack.

Am auffälligsten und wohl auch das Typische der englischen Landschaft sind die *enclosures*, also die ›Einhegungen‹ der Felder. Wie riesige, leicht gewellte Schachbretter lagen sie vor uns, diese durch Gebüsche geteilten zahllosen Äcker. Selbst kleine Landstraßen sind oft von Hecken gesäumt und erlauben nur auf den Kuppen einen guten Ausblick. Deshalb wird die englische Landschaft, gerade auch im Süden der Insel, oft als eher kleinräumig oder gar als aufgeräumte Spielzeug-

kiste beschrieben, wenn man sie nur vom Boden aus sieht. Aber von oben, mit dem großen Horizont vor sich, überblickt man ein grandioses Spinnengeflecht, in das Gehöfte und kleine Ortschaften sich verfangen haben. Und mögen englische Landstraßen oft auch keine großartigen Ausblicke gewähren, so gedeihen zwischen ihnen und den Hecken häufig kleine, zarte, leicht zu übersehende, wunderschöne Blumen.

Die Anfänge der Heckenlandschaft reichen bis ins Frühmittelalter zurück. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde jedoch in systematischer Weise begonnen, die Felder zu begradigen, zu vergrößern, Viehweiden anzulegen und diese durch Gebüsch zu begrenzen. Rund die Hälfte der landwirtschaftlichen Fläche Englands wurde auf diese Weise innerhalb eines Jahrhunderts neu gestaltet. Typische Heckenpflanzen sind Weißdorn und Hainbuche, wobei der Artenreichtum als Indikator des Alters der Hecke dient. Als Faustregel gilt: je größer die Zahl der Straucharten, desto älter die Hecke. So besteht ein etwa 30 Meter langer lebender Zaun aus der Tudor-Zeit, also aus dem 16. Jahrhundert, zumeist aus fünf bis sechs Straucharten. Zudem stammen geradlinige, eher schmale Hecken üblicherweise aus viktorianischer Zeit, also aus dem 19. Jahrhundert. Dementgegen sind breite, an die topographischen Gegebenheiten angepasste, gewundene Hecken oft Jahrhunderte älter.

Häufig sahen wir indes Hecken, die nicht mehr zur Gänze geschlossen, sondern durch einzelne Bäume unterbrochen waren. Mancherorts hatten Bäume sogar die Oberhand gegenüber Sträuchern gewonnen. Gelegentlich mag dabei der Samen eines Baumes, wenn ein Strauch gerade abgestorben war, sich ohne menschliches Zutun dort eingemischt haben. Doch zumeist wurden Bäume ganz bewusst in kleine Lücken in der Hecke gepflanzt, um Boden zu sparen und den Nutztieren einen Unterstand zu ermöglichen.

Heather hatte es sich inzwischen auf einem der beiden Klappsessel bequem gemacht und ihren Kopf auf den Rand des Korbes gelegt. Glen war wieder aufgewacht, schmiegte sich an Heather und beobachtete gespannt ihr Gesicht, so als könne er auf diese Weise erfahren, was da unten bloß vor sich geht. Manche ihrer Gefühlsäußerungen

quitierte er, indem er sie mit seinen grünen Käferleuchten fragend anschaute, seinen Kopf leicht zur Seite neigte und die Ohren anlegte.

Heather und ich wechselten uns in der Führung des Ballons mehrmals ab. Während sie ihn lenkte, entspannte ich mich und legte das Kinn auf die zu einer Faust geballte Hand, die auf dem Korbrand lag. So weit das Auge reichte, sah es ein Mosaik aus Feldern und Hecken und kleinen Ortschaften. Oft war Getreide angepflanzt, dessen Schösslinge – so früh im Jahr – von oben aber nur als hellgrüner Flaum zu erkennen waren. Mancherorts war jedoch Raps gepflanzt, dessen grelle, gelbe Blüten in diesem Meer aus Grün wie eine *Fata Morgana* wirkten. Dann und wann wurden die Felder als Pferdekoppel genützt, aber öfter noch grasten auf ihnen schwarz gefleckte Rinder. Mitunter drang der warme Geruch von Kühen und frischem Streu bis zu uns herauf.

Häufiger als zum Anbau von Getreide und zur Aufzucht von Rindern dienten die Felder jedoch der Schafzucht. In manchen dieser Schafweiden waren kleine ringförmige Mauern von etwa einem Meter Höhe und einem Durchmesser von vier bis sechs Metern errichtet. Sie erinnerten an noch erhalten gebliebene Fundamente mittelalterlicher Rundtürme und hatten nur einen einzigen Zugang, durch den Schafe zur Schur oder aber zur Versteigerung getrieben wurden. Während Schafe in eingezäunten Feldern zumeist einzeln grasten, sah man in den wenigen offenen Landstrichen im Süden Englands fast immer nur ganze Herden. Diese riesigen Wollknäuel wurden zumeist von einem einzigen Schäfer mit riesigem Rucksack und übermannsgroßem Stab sowie von mehreren Schäferhunden zusammengehalten. Zumeist waren es schwarze, weiß gefleckte *border collies*, entfernte Verwandte von Glen.

Die Grafschaft Kent ist *corn-* und *grazing country* in einem, also sowohl Getreide- als auch Weideland. Wenn es reichlich Wasser gab, also in der Nähe von Flüssen oder generell im Norden der Insel, so wurde die Viehzucht wichtiger als die Kultivierung von Getreide. Zwischen Feldern und Weiden lagen oft kleine Wälder, die mit ihrem dunkleren Grün wie kleine Inseln aus dem Umland ragten. Von oben gesehen hatte es den Anschein, als hätte ein riesiges Bison im Frühjahr sein Fell verloren, dessen Teile nun planlos in der Landschaft umherlagen.

ÜBERSPRINGEN DES ZAUNS  
oder  
*Die Gärten der Aufklärung*

*GOTT der Allmächtige hat als erster einen Garten (Garten Eden) geschaffen; und dieses ist tatsächlich auch für uns das unschuldigste aller Vergnügen. Für unsere Lebensgeister ist die Errichtung eines Gartens die größte Erfrischung, und ohne jene wären Gebäude und Paläste nur plumpes Handwerk. Wenn Zeitalter zivilisierter und eleganter werden, so kann man ganz deutlich erkennen, dass Menschen zunächst stattliche Bauten schufen und dann erst außergewöhnlichen Gartenbau betrieben – so, als sei dies die größere Vollendung.*

Francis Bacon,  
*Of Gardens*, 1625

Zu Recht gilt Großbritannien als die Wiege der wissenschaftlich-industriellen Revolution. Im 19. Jahrhundert war die Insel die Schmiede, der Schiffsbauer, der Spediteur der Welt – und die Weltbank. Beinahe unbekannt ist hingegen der Versuch im Jahrhundert zuvor, das gängige Naturverständnis grundsätzlich in Frage zu stellen. Zur Zeit der Aufklärung (etwa von 1680 bis 1830, großzügig berechnet) bemühten sich britische Denker und Dichter, die Beziehung des Menschen zur Natur neu zu bestimmen. Die *landscape* oder *garden architecture*, also die ›Landschafts- oder Gartenarchitektur‹ (*garden*, ›Garten‹, aber auch ›Park‹), beruht zu einem wesentlichen Teil auf den Überlegungen englischer Intellektueller des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts.

Heute gilt Landschaft, außerhalb der wenigen geschützten Flächen, der *Nationalparks*, vornehmlich als Wirtschaftsraum. Dieser sei, so das weit verbreitete Urteil, maschinengerecht oder touristisch nutzbar zu machen. Straßennetze, riesige flache Äcker, Schiffskanäle, Skiterrassen und abgeholzte Regenwälder sind nur einige wenige, recht zufällig herausgegriffene Beispiele einer solchen Zweckrationalität im Dienste menschlicher Interessen.

Aber allenthalben regt sich Unbehagen, das rasch zur Frage führt, was denn überhaupt unter *Natur* zu verstehen sei und in welcher Beziehung der Mensch zu ihr stehe. Um dies zu klären, wurden (und werden) zahlreiche Antworten auf diese Frage gegeben. Ein besonders interessanter Beitrag in dieser Sinfonie der Meinungen sind m.E. die Ideen der englischen Landschaftsarchitekten des 18. Jahrhunderts.

Der Ausdruck ›Landschaftsarchitektur‹, wiewohl hierzulande eher ungewohnt, ist übrigens durchaus treffend. Denn es geht, wie in der üblichen Bedeutung vom *Architekten* als einem ›Gebäudebauer‹, ebenfalls um die Schaffung von Räumen, aber nun eben in der Natur; und zwar – so die Überzeugung der klassischen englischen Landschaftsplaner – um die Schaffung von Naturräumen mit natürlichen Mitteln. Derartige *natürliche Behelfe* sind alles das, was unabhängig vom Menschen bereits vorhanden ist, etwa Bäume, Wasserläufe, Hügel oder Blumen.

Im Folgenden sollen die wesentlichen Merkmale der englischen Gartenkunst herausgearbeitet werden. Ausgangspunkt ist jedoch der französische Barockgarten. Denn in bewusster Abgrenzung zu diesem, gleichsam als dessen Kontrapunkt, entstand der englische Landschaftspark.

## I. DER FRANZÖSISCHE BAROCKGARTEN

Der französische Barockgarten ist vielleicht das beeindruckendste neuzeitliche Symbol für absolute Macht. In dem von André Le Notré geplanten Park um das königliche Schloss von Versailles, und dann in zahlreichen Variationen innerhalb und außerhalb Frankreichs, wurde die in der Gesellschaft herrschende Befehlsstruktur symbolhaft dargestellt. Die Gesetze, die Le Notré – der bedeutendste Gartenarchitekt Frankreichs – der Natur vorschrieb, waren der Codex uneingeschränkter Macht: *Der Wille des (französischen) Königs ist alleiniges Gesetz*, und alles, eben auch die wirkenden Kräfte der Natur, hat sich den königlichen Befehlen unterzuordnen! Der Park um das Schloss Versailles sollte Untertanen an das Zentrum der gesellschaftlichen Gravität erinnern.

Deshalb sind in Barockgärten, die vom Reißbrett aus für einen künstlichen Raum geplant wurden, alle Gegenstände exakt geordnet. Die Wege sind um eine Hauptachse gruppiert und führen – manchmal strahlenförmig – in der Verlängerung zum etwas höher gelegenen Palast des Herrschers, gelegentlich sogar zu dessen Wohn- oder Schlafzimmer. Bestimmend sind Symmetrie und Zentralansicht, ausschlaggebend ist der Bezug der gesamten Gartenanlage zum Hauptgebäude. Die Hauptachse oder Allee, in der die Bäume wie auf einer Perlenkette aufgefädelt sind, erstrecken sich von der Mitte des Hauses bis zum Mittelpunkt des Gartens, einem Brunnen zumeist oder einem Aussichtspavillon – oder aber bis zur Schlosseinfahrt.

Die Hauptachse, die wie ein Keil in die eingeebnete Landschaft getrieben wurde, teilt die Blumenbeete in zwei zueinander passende, zumeist spiegelgleiche Hälften. Durch ein Höchstmaß an formaler Ordnung blieb somit der Palast des Herrschers von allen Punkten des Gartens aus sichtbar; und das Tun der Untertanen wiederum blieb, vom Schloss aus, stets einsichtig. Einem riesigen Teppich ähnlich, auf dem Menschen wie Ameisen sich tummeln, liegt der Garten ausgebreitet vor den Augen des Herrschers. Vom ersten Stock und dem dortigen Balkon (oder der dortigen Terrasse) aus, den privilegierten Aussichtspunkten, kann das gesamte Geschehen besonders gut verfolgt

werden. In dieser ›Einsehbarkeit des Individuums von allen Seiten‹ manifestiert sich die uneingeschränkte Macht des Herrschers. Diese Anordnung des Schlosses und des zu ihm gehörenden Parks suggeriert, dass auch alles das, was außerhalb des unmittelbaren Schlossgebäudes geschieht, vom Besitzer gänzlich kontrolliert wird, ihm gleichsam zu Füßen liegt.

Die Hauptwege sind zumeist von Statuen eingefasst. Der Besucher wird so auf dem doch eher langweiligen Weg entlang der Hauptachse von zu Stein gewordenen Mythen und Allegorien begleitet. Manche dieser Statuen, etwa jene in Versailles, versinnbildlichen unter anderem die Flüsse Frankreichs und vermitteln so einen Eindruck von der wahren Größe des Herrschaftsbereichs. Aber manchmal thematisieren Statuen auch so praktische Dinge wie eine Zierurne. Durch Abwechslungen dieser Art, durch Assoziationen, die diese Statuen auszulösen vermögen, sollte der ›Monotonie der großen Achse‹, dem wichtigsten Blickwinkel im Barockgarten, entgegengewirkt werden. Der Monotonie um das Gebäude wiederum wurde oft mit Kübelpflanzen begegnet, zumeist mit Zitronenbäumen oder riesigen Palmen. Und während den Besuchern im Park Langweile drohte, konnte sich der Herrscher im Schatten ins Zentrum der Anlage setzen und vom Balkon aus die Erhabenheit einer zentralen Perspektive genießen.

So wie die Parkwege streng geordnet sind, sind es auch die zumeist in gerader Linie aufgefädelten Bäume. Typisch für Barockgärten sind die zu Figuren modellierten Zypressen, Buchsbäume, Eiben oder Wacholdersträucher. Sie alle zeigen die von Menschen erdachten und in der Natur nicht vorhandenen Geometrien.

Oftmals sind Bäume und Sträucher zu Pyramiden geformt – manchmal zu Pyramiden mit Kugelkrone –, bisweilen aber auch zu kleinen Schiffen oder Artischocken oder zu Tiergestalten, zu Schildkröten etwa oder zu Riesenfröschen. Der künstliche Schnitt des Gärtners erklärt sie alle zum Herrschaftsbereich des Menschen gehörig, der – so das Gebot von allerhöchster Stelle – sich das Lebendige untertan machen sollte:

„Herrscht über die Fische des Meeres“, so beginnt eine der verhängnisvollen Passagen im Alten Testament, „und über die Vögel des

Himmels und über das Vieh und über die ganze Erde und“ – für die Begriffsstutzigen unter uns, also noch zweimal: – ... über die kriechenden Tiere, die auf der Erde kriechen.“ (1 Gen. 26f.)

Besonderes Augenmerk wird also auf die Macht des Menschen über die Schlangen gelenkt, über jene erstaunlichen Tiere, die der Erde am nächsten sind. Bei dem vom Allmächtigen geforderten *dominum terrae*, der ›Herrschaft des Menschen über die Erde‹, handelt es sich nicht, wie so oft beschönigend behauptet wird, um ein bloß alttestamentliches Motiv. Denn im christlichen Evangelium verkündet immerhin der erste Papst, der *Fels* in der Brandung Ungläubiger, auf dem Jesus seine Kirche erbaute ..., der hl. Petrus also verkündete noch viel Düsteres. Denn das Recht über Leben und Tod erstreckt sich nun *auch* auf Mitmenschen, und zwar auf jene, die nicht glauben wollen, dass der Schöpfer des Himmels und der Erde vor einigen Jahren über den See Genezareth spazierte, danach gekreuzigt wurde und starb, aber wieder auferstand aus dem Reich der Toten:

„Tiere und Ungläubige sind von Natur aus dazu da, um gefangen und getötet zu werden.“ (2. Petr. 2,12)

Gerne würde man diese angeblich von Gott offenbarten Worte sogleich wieder in die Nacht des Vergessens versinken lassen und das Buch der Bücher auf seinen Ehrenplatz ins Regal stellen. Doch die verächtliche Haltung gegenüber Nicht-Menschen und Nicht-Christen, die diese Briefstelle bezeugt, war immens einflussreich. Die Unterdrückung und Ausbeutung der Natur sowie ganzer Völker, die Vernichtung Andersdenkender durch Christen oder Mitglieder christlicher Nationen, häufig ausdrücklich im Namen des Kreuzes, ist inzwischen so bekannt, dass es der Beispiele nicht mehr bedarf.

Im französischen Barockgarten, der zunächst in den allermeisten Fällen durchaus beeindruckt – etwa das ständig wiederkehrende Geräusch des Wassers in den Springbrunnen –, hatten die Mächtigen den göttlichen Herrschaftsauftrag, eben das *dominum terrae*, wacker befolgt. Blumen wurden, um Abhängigkeit zu demonstrieren, nur in oft etwas erhöhten Beeten geduldet, die – wie die Wege – einer strengen Ordnung unterworfen sind. Bisweilen fügen sich Blumenbeete, an deren Rändern zumeist mehrjährige Pflanzen wachsen, zu einem

großen Muster, zu einem Buchstaben etwa oder zum Familienwappen des Besitzers. Manchmal wurden Blumen so gepflanzt, dass sie – ein Beet nach dem anderen, einen immerwährenden Frühling suggerierend – nach und nach zu blühen begannen. Selbst das Aufblühen der Blumen war also dem Herrscherwillen unterworfen.

Um an der Zentralachse den Sog in die Tiefe etwas zu bremsen, wurden in den Seiten als Blickfang oft komplizierte Wasserspiele gebaut. Die nach allen Seiten gerichteten Springstrahlen oder das Wasser, das aus riesigen Muschelschalen plätschert und die Schalen tragenden Figuren etwas verhüllt, machen staunen in dieser künstlichen, oft schattenlosen Anlage. Und doch: Insbesondere dann, wenn es dem Barockgarten an Größe und Weitläufigkeit fehlt, wirkt das alles oft geradezu klaustrophobisch.

Die Umwandlung der pflanzlichen in eine geometrische Form, also die mathematische Domestizierung anderer Lebewesen, ist ein besonders bizarres Beispiel menschlicher Herrschaft über andere. Überall im Barockgarten wirkt die formende Hand des Gärtners, nirgendwo bleiben Lebewesen ungestört, nichts Ursprüngliches bleibt zu entdecken. Der Bach, der einst in Mäandern durch die Wiese und zwischen von Moos bewachsenen Bäumen sich schlängelte, ist nun in gerade und algenreiche Kanäle oder Bassins gezwängt. Keine Variabilität, kein eigenmächtiges Gedeihen wird geduldet, kein Eigenwert wird Pflanzen und Tieren zugestanden. Diese Instrumentalisierung durch den Menschen beraubt sie alle der Souveränität, und sie werden in sicherer Entfernung gehalten – so, als wären natürliche Zustände unangenehm, höchst befremdend, ja unerträglich. Erst durch menschliche Arbeit, so wird nahegelegt, erhalte die Natur einen Wert, erst durch unser Zutun werde ihre Unachtsamkeit gegen uns Menschen behoben, erst auf diese Weise werde etwas, das an sich eher widerlich ist, *schön*.

Die Manie für geometrisch geformte Bäume und die narzisstische Befriedigung, die bei dem künstlichen Schnitt offenbar empfunden wurde, mag jedoch ein wenig verständlicher werden – dann nämlich, wenn man bedenkt, dass die Natur damals noch viel unmittelbarer auch und vor allem als Bedrohung erlebt wurde. Menschen hatten gerade erst begonnen, dem blinden Schicksal, *der Macht der Natur*, in

systematischer Weise seine bzw. ihre Herrschaft streitig zu machen. Die Menschen genossen daher offensichtlich den triumphalen Blick auf das Gezähmte, auf das bereits ihrem Willen Unterworfenen. Eben *weil* es in der Natur keine makellosen Quadrate und nur unvollkommene Rechtecke gibt, wurden ihr diese Abstraktionen des menschlichen Geistes als etwas Unnatürliches, der Natur Enthobenes aufgezungen. Das Regelmäßigste in der Natur ist der Kristall, aber er ist etwas Lebloses.

Da die Funktion des französischen Barockgartens darin bestand, die gesellschaftliche Macht des Herrschers zu versinnbildlichen, wurde der biologisch nützliche Teil streng vom dekorativen getrennt. Um die formale Ordnung nicht zu stören, wurde der Gemüsegarten zumeist von hohen Mauern umgeben. Die Ökonomie sollte der Ästhetik keinesfalls zu nahe kommen, vielmehr sollte im Park Einheit herrschen: mathematische Klarheit, die Gesetze der Geometrie, der Wille zur Form, der Geist der Disziplin, die Philosophie René Descartes', die absolute Macht des Regenten, und das alles noch abgesegnet von katholischen Würdenträgern. Nicht Phantasie oder Gefühle sollten angeregt, sondern die Notwendigkeit fest gefügter ewiger Regeln sollte vermittelt werden. Obstbäume versinnbildlichen beispielsweise in ihrem Rhythmus aus Winterruhe, Blüte und Frucht diametral Entgegengesetztes, nämlich Veränderung und Vergänglichkeit, Entstehen und Vergehen. Deshalb wurden sie zur Zeit des Barocks vor den Augen der Besucher des Parks verborgen.

*Auf der einen Seite* regierte also damals in Frankreich der König von Gottes Gnaden als uneingeschränkter weltlicher Herrscher und der Barockgarten als Symbol seiner Autorität; und *auf der anderen Seite* gab es den katholischen Klerus als unbestrittene geistige Macht, gekleidet in prunkvolle Gewänder und mit Ehrfurcht gebietenden Kruzifixen um die voll stolz geschwellte Brust. Damals feierte der Klerus gerade den Sieg der Gegenreformation über den Protestantismus. Weil es in katholischen und re-katholisierten Ländern viel zu feiern gab, wurde ein Teil des Interieurs der barocken Kirchen – des anschaulichen Zentrums der klerikalen Macht – mit himmlischem (Blatt-)Gold verziert. Auge und Aufmerksamkeit der Andächtigen sollten durch die

Entfaltung von Pracht und Prunk gefesselt werden; Gläubige sollten ehrfürchtig staunen und in ihrem Glauben bestärkt werden; und Zögerliche sollten beeindruckt und schließlich für die hl. Kirche zurückgewonnen werden. *Hier* und *dort*, im Leben und im Glauben, herrschte damals in Frankreich eine streng gefügte heilige Ordnung, *eine strikte Hierarchie*.

Im englischen Landschaftsgarten ist hingegen alles ganz anders. Der Park offenbart nicht den Größenwahn der Regierenden (>*Herrscher von Gottes Gnaden*<>) oder das strikte Denkgebäude der Philosophie des klassischen Rationalismus. Das Leben in englischen Parks wird nicht von abstrakten Geometrien bestimmt, sondern vom Ursprünglichen, vom Lebendigen, von einer Balance zwischen Mensch und Natur, von den Philosophien Lord Shaftesburys und John Lockes. Natürliches gilt nicht als hässlich oder wertlos an sich oder als bedrohlich, eher schon als vorbildlich, oft sogar als klug und weise. Englische Parks offenbaren eine Ehrfurcht vor der Natur. Viele Denker der damaligen Zeit, und zwar die von den Ideen Isaac Newtons beeinflussten *Deisten*, glaubten sogar – im Jahrhundert *vor* der Evolutionstheorie (!) –, einen göttlichen Plan in der *Ordnung des Gegebenen* erkennen zu können. Gerade deshalb, weil die Natur die Schöpfung eines weisen und gütigen Gottes sei, dürfe der Mensch nicht rücksichtslos, sondern nur behutsam in den natürlichen Ablauf eingreifen; und dieser Eingriff müsse, wenn vonnöten, mit möglichst natürlichen Mitteln erfolgen!

Im englischen Landschaftsgarten herrscht also keine gekünstelte, vom Reißbrett aus erdachte geometrische Ordnung und Einheit, sondern lebendige Vielfalt und natürliche Mannigfaltigkeit. Tieren wird ein Ort zugestanden, an dem sie weitgehend frei sich entfalten können. Dadurch können natürliche Gleichgewichte (etwa zwischen Vögeln und Insekten, oder zwischen Ringelnattern und Fröschen, oder zwischen Maulwürfen und Insektenlarven) sich einstellen. Eine derartige Balance verhindert, dass eine bestimmte Art die anderen dominiert. Pflanzen und Tiere werden also im englischen Park weder unterdrückt noch gezähmt, viel eher wird versucht, sich mit ihnen zu *verbinden*. Zu Recht heißen englische Landschaftsgärten deshalb oft auch einfach

*Naturgärten* – im Gegensatz zu den französischen, von Sichel und Heckenschere dominierten *Formalgärten*.

Diese revolutionären Ideen blieben keine Ergüsse einsamer, eher weltfremder, aber doch weitblickender Denker und Dichter. Vielmehr wurde die Natur im allgemeinen politischen Diskurs zum Freiheitssymbol schlechthin, und sie diente zur Rechtfertigung der Existenz von – *natürlichen* (!) – Menschenrechten. So wie die Freiheit des Menschen mit Hilfe des Naturrechts begründet wurde und als unantastbar galt, so sollte die Natur ihrerseits von domestizierenden Eingriffen des Menschen möglichst frei bleiben.

In der europäischen Tradition war das Verhältnis von Mensch und nicht-menschlicher Natur weitestgehend durch Herrschaft bestimmt. Dem Ebenbild Gottes komme ›die Aufgabe zu‹, so wie erwähnt das Gebot des angeblich Allwissenden, ›sich die Erde untertan zu machen und alles, was auf ihr kreucht und fleucht, zu beherrschen‹. Ein wohlwollendes Verhalten gegenüber nicht menschlichem Leben blieb in unserer Kultur bis ins 18. Jahrhundert, eben bis zur Revolution der englischen Parkarchitektur, nur ein Randphänomen. Aber gewichtige Teile der englischen Öffentlichkeit des frühen 18. Jahrhunderts hinterfragten radikal die bestehenden Herrschaftsverhältnisse. Dass ihre neuen Ideen höchst einflussreich waren, zeigt vielleicht keine andere Tatsache besser als diese: Die Französische Revolution – *ein* Jahrhundert nach der Glorreichen Revolution in England – stand unter dem Banner der *Rechte der Natur*. Unter Berufung auf natürliche Menschenrechte wurde das bestehende positive Recht der absoluten Adelherrschaft radikal in Frage gestellt – und schließlich überwunden.

## II. DIE HISTORISCHEN WURZELN DES ENGLISCHEN LANDSCHAFTSGARTENS

Die Barockgärten Frankreichs fanden zunächst auch in England breite Zustimmung. Von 1603 bis 1688 wurde das Land von den katholischen, ursprünglich aus Schottland stammenden Stuarts regiert, die den Ideen des Absolutismus nahestanden. Als die widersprüchlichen Interessen des Herrscherhauses mit dem aufkommenden, zumeist protestantischen Bürgertum unüberwindlich geworden waren, kam es zur endgültigen Konfrontation. Die Stuarts wurden von der Macht vertrieben, und ein protestantisches Herrscherhaus, das niederländische Haus Oranien, wurde vom Parlament auf den englischen Thron berufen.

Die Verfechter einer konstitutionellen Monarchie hatten gegenüber den Vertretern einer absoluten Monarchie die Oberhand gewonnen. Der Wille des Herrschers war nun nicht mehr, wie in Frankreich, für alle Untertanen Gesetz, sondern der englische König musste sich ebenfalls an das halten, was im Parlament beschlossen worden war. Auch die Herrschenden waren von nun an jenem Codex verpflichtet, der sich im Unter- und Oberhaus durch Kompromisse zwischen den unterschiedlichen Interessen der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten Englands herausgebildet hatte.

Dieser fortschrittliche politische Prozess wurde durch Ereignisse in Frankreich entscheidend gefördert, und zwar durch die Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685. Dieses hatte den nicht-katholischen Christen Frankreichs einigen Schutz geboten. Doch nun war es von Ludwig XIV., dem Sonnenkönig, im Sinne der Katholischen Kirche widerrufen worden. Etwa 200.000 Hugenotten, also französische Calvinisten und Protestanten, flohen in Erinnerung an die Bartholomäusnacht – an das Massaker von Paris im Jahre 1572 – unter anderem nach England, in das Land der (relativen) Freiheit. Dort hielten die französischen Immigranten die Erinnerung an adelige und katholische Despotie wach und leisteten so einen entscheidenden Beitrag zum Gelingen der englischen Glorreichen Revolution, die sich wenig später ereignete. Dieser Epoche machende Aufstand von 1688/89 bedeutete

– im Vergleich zu Frankreich – eine rechtlich verankerte Demokratisierung der Gesellschaft.

Als die Anhänger der vertriebenen und nach Frankreich geflohenen Stuarts rebellierten, kam es 1690 in Irland zur großen Schlacht mit der katholischen Armee, bestehend vor allem aus Iren und Franzosen. Große Teile der englischen Öffentlichkeit waren nun endgültig anti-französisch gesinnt, und diese Stimmung schloss auch die grundsätzliche Ablehnung des augenfälligsten Symbols der autokratischen Herrschaft Ludwigs XIV. mit ein, eben den Barockgarten. In ihm werde, so das allgemeine Urteil, ›der Verschwendungssucht gefrönt und die Natur tyrannisiert‹. Mit Eifer wurden Alternativen zum formalen französischen Barockgarten erdacht, und Engländer erinnerten sich ihrer eigenen empiristischen Tradition. Diese Richtung der Philosophie hatte mit Lordkanzler Francis Bacon und dessen *Novum Organon*, also ›Neues (!) Werkzeug‹, aus dem Jahre 1620 ohnedies bereits einen ersten Höhepunkt gefunden.

Das Freie, das Natürliche und Offene wurde zum englischen Ideal erklärt, und dieses dem Gekünstelten, Gespreizten und Geschlossenen des formalen Gartens als Alternative gegenübergestellt. William Temple, der Politiker, dessen Sekretär eine Zeit lang Jonathan Swift war, veröffentlichte 1685 *Upon the Gardens of Epicurus*. Darin beschäftigte er sich mit Asymmetrien, deren Ästhetik den damaligen Europäern fremd war – nicht jedoch den Chinesen, deren Kunst(produkte) dann um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Großbritannien große Beachtung fand(en). Dieser Paradigmenwechsel von der Symmetrie zur Asymmetrie vollzog sich zu Beginn des Zeitalters des Rokoko, das sich in bizarren, ja ungezügelter Dekorationen gefiel. Zwar wurde von englischen Landschaftsarchitekten die Überladenheit und Verspieltheit des Rokoko grundsätzlich abgelehnt, aber sie teilten mit dieser Kunst-richtung die Absage an strenge Symmetrien.

Die von Temple propagierte Asymmetrie wurde das theoretische Fundament der späteren Ästhetik der gewundenen Linie, der *serpentine line*. Diese *Schlangelinie* nannte William Hogarth in seiner *Analysis of Beauty* aus dem Jahre 1753 immerhin *key to pictorial beauty*, also ›Schlüssel zur bildhaften Schönheit‹. Für ihn war die *serpentine line* die natürliche Schönheitslinie, die Bewegung und Lebendigkeit ausdrücke und Auf-

merksamkeit auf sich ziehe. Gewundene Wege ersetzten nach und nach die geraden Achsen, und Besucher englischer Parks vermochten Anhöhen mit freieren, großzügigeren Bewegungen erreichen; zudem konnten nun auf diesen Brezelwegen die Kindermädchen die jungen Herrschaften ohne zusätzliche Anstrengung spazieren führen. Gänzlich verpönt waren Springbrunnen sowie der geometrische Beschnitt, gleichsam die Manikür oder Dressur von Bäumen. Die meisten englischen Barockgärten wurden wieder zerstört, und man spricht zu Recht von einer englischen Gartenrevolution um das Jahr 1720.

Die Umwandlung bestehender formaler Gärten in Landschaftsgärten, diese Re-naturierung oder *Vernatürlichung*, war mitunter auch ökonomisch motiviert. Wegen der neuen Märkte in Amerika, Asien und Afrika konnten viele Nahrungsmittel billig importiert werden, wodurch Landwirtschaft und englischer Landadel verarmten. Reiche Städter konnten deshalb kostengünstig Böden erwerben, um Gärten ganz nach ihrem Geschmack zu errichten. Dies geschah jedoch nicht immer bloß aus ästhetischen, politisch-moralischen oder religiösen Gründen. Denn die neuen Gärten ermöglichten auch die Weidewirtschaft, vor allem die Schafzucht, und diese erwies sich als ökonomisch lukrativ.

Blenheim Palace, nahe Oxford, und Stowe Gardens, nahe London, sind wohl die eindrucklichsten Zeugnisse dieses Übergangs vom strengen formalen Garten französischen Stils zur sanfteren, geschwungenen Linie englischer Parks. Große Rasenflächen ersetzten schrittweise die Barockparterres. Zwar blieb manche große, elegante Achse erhalten, aber die Besucher blickten nun auf ausgedehnte, asymmetrische Wasserflächen. Zudem führte die Promenade auf der Zentralachse zumeist zu Seitenwegen, die durch die Landschaft mäandern und nach jeder Wegbiegung neue Ansichten und Blickwinkel ermöglichen, auch auf sorgfältig platzierte und ein wenig im Grün verborgene Statuen.

Die Neuorientierung des englischen Geschmacks hatte neben den bereits genannten politischen und ökonomischen Gründen noch zumindest drei weitere Quellen:

1. die Wiedergeburt der Antike,
2. den niederländischen Blick und
3. die Ideen englischer Denker und Dichter.

ABSCHIED VOM THEOZENTRISMUS

*Ich beschwöre euch, ..., bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht,  
welche euch von übernatürlichen Hoffnungen reden!  
Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht.  
Verächter des Lebens sind es, Absterbende und selber Vergiftete ...  
An der Erde freveln ist jetzt das Furchtbarste ...  
Einst blickte die Seele verächtlich auf den Leib,  
... und Grausamkeit war die Wollust dieser Seele!*

Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra, 1883

Vor langer Zeit, wahrscheinlich zunächst im alten Ägypten, setzte eine fundamentale geistige und kulturelle Umwälzung ein: Nicht mehr die *Natur (und die Naturgöttheiten)* schienen der Verehrung als würdig, sondern der *ewige Schöpfer derselben*.

In der Zeit vor dem Siegeszug des Eingottglaubens standen die Menschen der Natur noch viel näher. Die alten Griechen etwa versuchten nicht, die äußere und innere Natur grundsätzlich und in systematischer Weise zu verändern. Vielmehr bemühten sie sich, ihre Wünsche und Interessen dem natürlichen Rhythmus – dem Kreislauf von Entstehen und Vergehen – anzupassen und trotz dieses Wissens um individuelle Vergänglichkeit ein gutes Leben zu führen. Viele antike Philosophen dachten über ein kluges Verhalten angesichts der Ambivalenz des Daseins und des letztendlichen persönlichen Scheiterns nach; und Tragödiendichter erzählten von Helden und ihrem heroischen Umgang mit unverdientem Leid. Gerade in ausweglosen Situationen handelten diese richtig. Die innere Größe der tragischen Helden sollte den Zuschauern helfen, den großen, den unvermeidbaren Schmerz zu ertragen. Nach dem Tragödienspiel und dem gemeinsamen Leid am großen Leid sollten alle, von den vielen kleinen Alltagsorgen gereinigt, trotz

des unbarmherzigen Schicksals das Leben wieder als unzerstörbar lustvoll bejahen. Die tragischen Helden erinnerten an die verdrängten titanischen Abgründe der Natur und machten, durch ihr Vorbild, das Leben zugleich wieder lebenswert.

Im heidnischen Mythos galt die Natur zumeist als eine Frau, der positive *und* negative Eigenschaften zukämen: Sie sei sowohl die schützende Mutter Erde als auch die alles verschlingende Medusa, das Schlangenhaupt. Alles gebäre sie und alles nehme sie wieder in sich auf. Die Natur sei Mutterschoß und Grabeshöhle in einem; sie trage das Paradies und die Unterwelt in sich. Neben dem Segen existiere der Fluch; neben dem Heil das Unheil; neben der segensreichen Hestia treibe die unbarmherzige Moira ihr Unwesen.

Aber noch in der griechischen Klassik fand unter Philosophen, insbesondere bei Platon (und später massiv bei Plotin, also in der Spätantike), ein fundamentales Umdenken statt. Denn die Welt wurde nun nach Wertgesichtspunkten hierarchisiert und das Diesseits gegenüber dem Jenseits abgewertet. Metaphysiker und Freunde platonischer Ideen stellten die Behauptung auf, dass der Ursprung der Natur *außerhalb* dieser liege. Die wahre Welt sei nicht die Welt, die wir mit den Sinnen wahrnehmen, sondern die wahre Welt liege jenseits dieser. Das Viele, das Konkrete, das Empirische, *das Diesseits* sei, so Plotin, durch einen Abfall aus dem EINEN, aus dem HEN hervorgegangen. Der gewöhnliche Mensch nehme – wie in einem Kinosaal sitzend und einer Aufführung beiwohnend – nur die Schatten der Dinge wahr. Aber der Philosoph und der religiöse Mensch könnten die Wirklichkeit, die wahre Welt, die Welt der Ideen und des Vollkommenen schauen.

Diese Hierarchisierung – so treffend zusammengefasst in Platons Höhlengleichnis – wurde bestimmend für den Theismus und sie wurde im Abendland zum allgemeinen Kulturgut. Das Zentrum des spirituellen Interesses, der Mittelpunkt und der wahre Sinn des Lebens, die Quelle allen Seins, der Ursprung der Werte, der Richter am Ende aller Zeiten ... Dies alles war fortan das EINE, der Schöpfer des Himmels und der Erde. Dieser, und nicht die Natur, seien der Verehrung würdig! IHM – und nicht etwa einem heiligen Hain oder einer heiligen Eiche – gelte Lob und Lobpreisung! Früher war die Natur allmächtig

gewesen, jetzt war es der eine ewige Gott jenseits dieser, der Macht über alles besitze und – im Gegensatz zur Natur – *gut und gerecht* sei.

Um das Interesse und die Lust an Jenseitigem zu erhöhen – ›*Ihr* seid von dieser Welt, *ich* bin es aber nicht.‹ (so Jesus, Jh. 8.23) –, wurden von den Priestern zahlreiche Sünden erdacht. Dies geschah auf bemerkenswerte, ja durchaus geniale Weise: Zuerst wurden – wahrscheinlich halb bewusst und durch Machtgelüste motiviert – Gebote erfunden, für die göttliche Autorität beansprucht wurde: ›*von Gott offenbart*‹. Aber viele dieser Forderungen waren nicht göttlich, sondern einfach überzogen und für die meisten Menschen schlichtweg unerreichbar. Dies gilt nicht nur für die verschiedensten Appelle nach sexueller Enthaltensamkeit, sondern auch für weitaus Wichtigeres, nämlich für die berühmte Nächstenliebe, die selbst Feinde einschließen soll.

Das berühmteste aller christlichen Gebote lautet nicht etwa so: ›*Versuche stets von Neuem, die Position der anderen zu verstehen und die Sachlage auch vor dem Hintergrund ihrer Beweggründe zu bedenken!*‹ Ein solches Gebot wäre überaus vernünftig, gefordert wird aber mit göttlicher Autorität, dass die anderen – ob Freund, ob Feind – *geliebt* werden sollten.

Ein anderes Beispiel für eine der vielen überzogenen Forderungen ist der spätere Zölibat. Dieser ist eine Verpflichtung, die Teile des Klerus einander auferlegt haben, um dem Jenseitigen nahe zu bleiben und sich nicht zu sehr in einige der Schönheiten des Diesseits zu verstricken. (Gleichwohl glauben die meisten dieser Priester, in Fragen der Sexualität Experte zu sein. Dieses Selbstverständnis ruft allerdings das Bild von Bergführern wach, die sich als Experten ausgeben und zugleich stolz darauf sind, noch nie einen Berg bestiegen zu haben.) Als Folge dieser Überforderungen, als Konsequenz *der Missachtung der Natur*, fühlen Menschen, die an den angeblich göttlichen Geboten scheitern, sich schuldig oder gar verdorben. Sind sie allerdings bereit, die von den Kirchen als Hilfe bereitgestellten Riten bzw. Sakramente zu befolgen, dann sind sie wieder von allen Sünden reingewaschen, und das Drama um das doch eher graue Gespinnst aus Belehrung und Verpflichtung kann von Neuem beginnen. Für die Kontrollfunktionen an den Pforten

des Himmels sind zumal christliche Priester ebenfalls mit göttlicher Autorität ausgestattet: Mit ›Wem ihr die Sünden nachlasst, dem sind sie nachgelassen; und wem ihr sie behaltet, dem sind sie behalten‹, schmeichelte der Held des Christentums dem Selbstbewusstsein (und Größenwahn?) seiner Anhänger (Jh. 20.23).

Die priesterliche Logik, die selten aufklärend, aber zumeist anklagend ist, lautet also: ein wenig krank machen, damit geheilt werden könne, dann wieder ein bisschen mit der Züchtigungsrute schwingen und mit Schuld und Sünde infizieren, damit nach Erlösung und Medizin gerufen wird etc. Und die Motivation, damit von den Menschen ernsthaft versucht wird, die angeblich göttlichen Gebote zu befolgen? Die Behauptung der Existenz einer unsterblichen, unkörperlichen, also von allen Sinnen befreiten, aber doch empfindenden Seele sowie die Verkündigung ewiger Belohnungen und Bestrafungen im Jenseits.

Bei Licht besehen, ist diese Verkündigung jedoch nichts anderes als der Appell an die Ängste und Hoffnungen und den Egoismus der Einzelnen. Diejenigen, die mit dem Hier und Jetzt grundsätzlich zufrieden sind, werden also von moralisierenden Wegelagerern mit Schuld und Sünde infiziert und vieler Freuden im Diesseits beraubt, um diese für den Himmel zu reservieren. Dergestalt bleibt die Herde in bestmöglicher Abhängigkeit von den Hirten. Wie die höchst erfolgreiche Geschichte des Monotheismus zeigt, wurden die Andersdenkenden von trojanischen Pferden besiegt. Unter dem Banner von ›Glaube, Hoffnung und Liebe‹ – *Eure Seele wird gerettet!* – wurden Sünden und Schuldgefühle in die Welt geschmuggelt, im Namen Gottes (und des Gewinns für die verschiedenen Kirchen).

Zweifelsohne gab es bereits zuvor in jedem Sozialverband Verhaltensregeln und Werte, deren Befolgung ein Leben mit anderen erst ermöglichte. Derartige Praktiken des Miteinanders, die erst die Befriedigung verschiedenster Wünsche und Bedürfnisse ermöglichen und die negativen Seiten der Natur, ihre tödlichen Tatzenhiebe, abwenden oder doch mildern sollen, bestimmen die *Kultur* der jeweiligen Gesellschaft. Unzählige derartige Verhaltensregeln dürfte es geben, doch wenn man Berichten glauben darf, so gibt es sogar Urgesetze des moralischen Miteinanders. Ein immer und überall geltender ethischer

Grundsatz lautet, dass es verwerflicher sei, jemanden mit Absicht grundlos zu verletzen als ohne sie. Ein anderes ethisches Urgesetz ist die goldene Regel, derzufolge man niemandem dasjenige zufügen sollte, was man selbst nicht haben oder erleiden will. Aber die Idee der völligen *Verderbtheit* des Menschen, die Behauptung der *angeborenen* Sündhaftigkeit und die Drohung, dass *endliche* Vergehen mit *unendlichen, ewigen* Strafen vergolten werden, noch dazu von einem Wesen, das ›alle positiven Eigenschaften in höchstem Maße in sich vereint‹ ..., das alles geht weit über allfällige moralische Urgesetze hinaus und ist jüdischen, vor allem christlichen Ursprungs. Von Humanisten und Reformatoren wurde dann die Verantwortung für Moralität zumindest wieder vom kirchlichen Beichtstuhl auf das individuelle Gewissen übertragen.

Während im Theismus die völlige Macht letztlich bei Gott liegt, erlebten Heiden noch viel unmittelbarer die Natur als *mächtig*. Für diese *Naturvölker* waren, ohne große empirisch-wissenschaftliche Kenntnisse, die meisten Ursachen natürlicher Ereignisse – einer Sonnenfinsternis etwa – gänzlich *unbekannt*. Dennoch wollten sie verstehen sowie Ordnung schaffen und suchten deshalb nach Erklärungen. Als Ausgangspunkt diente dasjenige, was ihnen relativ *bekannt* war, und das war das menschliche Verhalten. Also machten sie sich ein Bild von den ihnen unbekanntem Kräften, indem sie diese vermenschlichten und dann die Existenz guter und bössartiger Gottheiten behaupteten. So war beispielsweise die Ursache von Blitz und Donner der Groll bestimmter Götter, *Donnergrollen*. Als Nächstes wurden diese Gottheiten, wie bei Menschen üblich, durch Geschenke und Schmeicheleien zum Handeln zu motivieren oder zu besänftigen gesucht.

Diese Frühformen des Religiösen sind allein dem Nützlichkeitsdenken verpflichtet: *Do ut des*, ›Ich gebe, damit du gibst‹. Gelang es nicht, die ihnen unbekanntem Mächte, die nun hinter allem Positiven und Negativen standen, durch Bitten und Geschenke zu beeinflussen, dann wurden diese Gaben immer wertvoller – bis hin zu Menschenopfern –, oder aber es wurden andere, neue, *mächtiger* Gottheiten angerufen. Stets galt jedoch auch das Negative als ein Teil des Ganzen und nicht als etwas, das der Schöpfer ursprünglich gar nicht geplant

**Gerhard Streminger**, geboren 1952 in Graz/Österreich. Ab 1970 Studium der Philosophie und Mathematik in Graz, Göttingen, Edinburgh und Oxford. 1991/92 Humboldt-Stipendiat an der Universität Bochum. Einige Publikationen: Adam Smith, 1989 (Rowohlt); Gottes Güte und die Übel der Welt, 1992 (Mohr Siebeck); David Hume. Der Philosoph und sein Zeitalter, 2011 (C.H.Beck)

*Verlag* Bibliothek der Provinz

*Literatur, Kunst und Musikalien*